In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 128. Posen, den 6. Juni 1928. 2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Roellinghoff.

1. Fortsetzung.

Herr Meiser antwortete ernst:

„Jawohl, mein Fräulein. In der ersten Etage habe ich nach Ihnen gefragt.“

„Und was hat man Ihnen geantwortet?“

Meiser sprach mit leisem Triumph:

„Man hat mir geantwortet, Sie wären gerade ausgegangen, Fräulein von Neidberg-Simmring! Ja!“

Mädie zog die Oberlippe zwischen die Zähnchen.

„Wissen Sie, daß Sie da eine riesenhafte Unverfrorenheit gesagt haben, Herr Meiser?“ meinte sie dann.

„Aber 'ne hübsche Pointe!“ äußerte sich anerkennend der Hofrat.

„Ich bin sonst so treffende Pointen aus dem Munde unseres Herrn Meiser nicht gewohnt . . .“ Mädie wurde plötzlich sehr nachdenklich. Meiser rückte unbehaglich auf seinem Sessel hin und her. Immer mehr erhellte sich Mädies Gesicht und plötzlich lachte sie schallend und herzlich.

„Was is?“ fragte Gendeli. „Ich möcht' auch lachen!“

Mädie zeigte auf Meiser, ohne ernst werden zu können.

Meiser war bemüht, sich das Dreinschauen eines Neugeborenen zu geben. Da endlich kam Mädie zu Worten:

„Wann waren Sie bei Papa?“

Meiser setzte eine gerührte Miene auf.

„Ich habe allerdings Ihrem Herrn Vater heute einen kurzen geschäftlichen Besuch gemacht . . . Ich weiß aber nicht, was das für einen Zusammenhang . . .“

„Aber ich weiß! . . . Mädie lachte Tränen. „Ich weiß, lieber Herr Meiser, . . . Gendelinchen, — ein Riesenauftrag für Sie! Machen Sie sich auf die Beine und tragen Sie sämtliche Jahrgänge der Lustigen Blätter zusammen . . . Da finden Sie noch massenhaft Pointen, leber Herr Meister! Und eine Anzahl von Witzsammlungen, ja, Gendelinchen! Wissen Sie, wo im Vorwort zu lesen ist: Der Leser findet hier allen nur möglichen Situationen und Branchen entsprechende Witze, die, gut und zum richtigen Moment angebracht, eine Bombenwirkung auslösen! Handelsleute, Aerzte, Lehrer, Militärs, Künstler und Reisende können sich nach freier Wahl bedienen! Beachten Sie Seite 114 bis 156. Verlobungs- und Hochzeitswitze! Todsicherer Effekt! Der gute Witz in allen Lebenslagen! Besorgen Sie das Herrn Meiser, Gendelinchen, ja?“

„Ich muß sagen, — ich steh vor 'nem Rebus!“ sagte der Hofrat.

Meiser war in tödlicher Verlegenheit aufgestanden und hierbei, ohne Absicht, aber dennoch recht kräftig, in des Hofrats Zylinder mit den weißen Glacés (nun hatten sie eine andere Färbung angenommen, da Herr Meiser zu Fuß durch regnerische Straßen gegangen war) getreten. Man kann nicht sagen, daß dieses neuerliche Mißgeschick Mädies Heiterkeit vermindert hätte. Dann aber tat ihr der arme, blamierte Don Juan doch leid, und sie murmelte angesichts der Ruinen der hofrätlichen Kopf- und Handbekleidung:

„Macht nichts, Herr Meiser, macht ja nichts . . .“

Nicht so Hofrat Gendelin. Der schrie Zeter:

„Wie? Ich hör' immer macht nix!? Das macht nix??? Herr, das macht ja was! Das macht genau fünfzig Mark, Zylinder und Glacés!“

Hier packte Herr Meiser die vielleicht nicht wiederkehrende Gelegenheit zu einem guten Abgang, zog mit Grandezza einen Fünfzigmarkschein aus der Brieftasche, reichte ihn dem verdutzten Hofrat, machte zwei gemessene Bücklinge und entschwand. Mädie rief ihm nach:

„Wir sehen Sie doch am Sonntag zum Tee, Herr Meiser?“

Aber Meiser war tief gekränkt und wußte genau, daß diese Stimmung erst gegen Sonnabend nachmittag versöhnlicheren Gefühlen weichen würde.

* *
*

Der alte Brandt öffnete. Draußen stand der Briefträger.

„Herr Thomas Wildhorn zu Hause? 'n Einschreiber.“

Brandt ging den Korridor hinunter, klopfte an eine Tür und rief:

„Junger Herr, ein Einschreibebrief!“

Thomas Wildhorn zeigte sich in einem Bademantel.

„Wer schreibt mir einen Einschreibebrief, Brandt?“

„Weiß nicht, junger Herr. Der Briefträger wartet.“

Wildhorn nahm den Brief in Empfang, quittierte und suchte dann nach einem Trinkgeld. Der Briefbote lächelte in Erwartung der kommenden Dinge. Aber ein Bademantel pflegt keine Taschen zu haben.

„Brandt, leg mal fünfzig Pfennig aus, ja?“

Brandt seufzte tief auf und flüsterte:

„Nicht dreißig, junger Herr?“

„Nein. Ich sagte fünfzig.“

Dann setzte sich Wildhorn an seinen Schreibtisch und öffnete den Brief. Eine ruhige, klare Geschäftshandschrift:

Dreiklang-Verlag Berlin-Schöneberg.

Sehr verehrter Herr Wildhorn!

Sie wissen, daß ich den „Tanz auf dem Feuer“, den Sie vor fünf Jahren meinem Verlage überließen, stets für eines der gedankenreichsten und tiefsten Bücher, die ich kenne, gehalten habe. Sie sagten mir damals, es wäre Ihr Erstlingswerk. Dafür war diese Leistung geradezu erstaunlich gut und ausgeglichen. Mehrfache Versuche, Sie zum Schreiben weiterer Werke zu bewegen, scheiterten immer wieder. Ich kenne den Grund Ihrer Zurückhaltung nicht. Sollte er im finanziellen Mißerfolg Ihrer „Premiere“ liegen, so darf ich Ihnen wohl sagen, daß dreitausend abgesetzte Exemplare für das Erstwerk eines unbekannten Autors eine stattliche Zahl bedeuten. Um einen ganz anderen, weit größeren Erfolg eines „weiten Romans von Ihnen, für den man auf Grund des ersten werben könnte, ist mir nicht bange. Sonst würde ich Ihnen ja nicht schreiben. Leider fällt die Ehrenpflicht des Bekanntmachens junger Autoren in Deutschland zumeist den kleinen Verlegern zu, während die

Großen — doch das sind Dinge, über die ich mich gerne einmal persönlich mit Ihnen unterhalten würde. Also bitte, sagen Sie mir Ihren Besuch für einen der nächsten Tage zu und bringen Sie mir eine gute Idee für einen neuen Roman aus Ihrer Feder mit.

Ihr sehr ergebener
Dr. Hans Zaumberger
Dreiklang-Verlag.

Wildhorn ließ den Brief sinken. Das Schmeichelhafte dieser Zeilen kam ihm wenig zum Bewußtsein. Er dachte zurück. Vor fünf Jahren hängte er kurzerhand, aus unerklärlich starkem inneren Antriebe, sein juristisches Studium an den ersten besten Nagel und begann zu schreiben. Verbrachte Tage und Nächte am Schreibtisch. Konsumierte Unmengen von schwarzem Kaffee und Zigaretten . . . Und schuf so den „Tanz auf dem Feuer". Vergeblich suchte der Onkel Hofrat nach den Gründen, die den Neffen zur Aufgabe des Studiums bewogen hatten. Thomas schwieg sich aus. Vater und Mutter, die ihn vor „Torheiten" aller Art hätten zurückhalten können, lagen längst unter der Erde.

Und eines Tages ließ sich ein junger Feuerkopf mit verträumten Augen und bleichen Wangen, vor innerlicher Erregung bebend, beim Inhaber des Dreiklang-Verlages (der erste, den er aufs Geratewohl im Adreßbuch aufgeschlagen) melden.

Dr. Zaumberger erkannte nach den ersten Zeilen das große Talent und brachte den Roman heraus.

Seither waren fünf Jahre verstrichen, ohne daß Wildhorn auch nur eine Zeile geschrieben hätte. Er verträumte Tage und Nächte, saß mit „Auchliteraten" am Kaffeehaustisch, philosophierte halbe und ganze Nächte in Malerateliers und ging, wo er konnte, dem Alltag aus dem Wege . . . Das reichliche Taschengeld, das ihm der Onkel Hofrat ausgesetzt hatte, befreite ihn von allen Erwerbsorgen, und der alte Brandt versah die kleine Wirtschaft mit vorzüglicher Sorgfalt.

Und dennoch . . . immer wieder verzagte er und gab sich dem marklosen Schlendrian der arbeitsscheuen und dialogfreudigen Bohème hin.

Erst in den letzten Wochen hatte sich sein seelisches Unbehagen mehr und mehr vergrößert. Ideen, ganze Romanwerke schwirrten durch seinen Kopf . . . Er fühlte, daß bald die Zeit gekommen sein würde, da er kraft inneren Dranges das ganze far niente von sich wälzen würde, um sich ganz neuer Schöpfung hinzugeben . . .

Und der heutige Brief Zaumbergers gab den letzten Anstoß.

„Brandt!"

„Junger Herr?"

„Sause abwärts und besorge etliche Stapel Manuskriptpapier!"

Brandt erstrahlte wie die aufgehende Morgensonne. Ein innerliches „Endlich!!" kam bis zur Gurgel und versickerte dann respektvoll.

„Der junge Herr wollen wirklich wieder . . . wieder arbeiten!?"

„Ja, Brandt, jetzt wird gearbeitet. Tag und Nacht gearbeitet!"

Plötzlich zeigten sich Wolken der Besorgnis auf der dienerlichen Stirn.

„Ja so . . . Eigentlich ist heute Ultimo, junger Herr! Sie müssen zum Herrn Hofrat!"

Richtig. Das hatte er ganz vergessen. Und merkwürdig, so selbstverständlich ihm sonst auch dieser allmonatliche Gang an die Krippe erschienen war — jetzt erkannte er jählings das Demütigende dieses Weges, dieses ganzen Taschengeldes, dieses Almosens, das ihm ein alter Herr gutmütig verabfolgte. Was wäre geworden, wenn der Onkel in diesen fünf Jahren einmal die Zahlung verweigert hätte . . .?

Schweren Herzens machte sich Wildhorn auf den Weg. Der Onkel sollte auch jetzt noch nichts von seinem Beruf, von seinem Pseudonym erfahren. Mit zusammengebissenen Zähnen würde er die paar Monate noch das Almosen nehmen, um es dann, beim ersten materiellen Erfolge, mit einem Schlage zurückzuzahlen . . .

Eine gute, zuverlässige Maschinenschreiberin würde er auch brauchen . . . Auf dem Rückwege wird er eine Annonce aufgeben . . .

Der Hofrat saß, mit der Lupe bewaffnet, über einer Grillparzer-Erstausgabe, als Thomas Wildhorn eintrat.

„Schau, schau, der Herr Neffe! Du kommst mir gerade recht, ich habe noch von dir geredet."

„Zu wem denn, Onkel Gendeli?"

„Was meinste, zu wem?"

„Ich habe keine Ahnung, Onkel Hofrat. Wirklich nicht!"

„Halt dich sehr fest, mein Junge — ich hab' die Absicht, daß du heiratest!"

Wildhorn mußte lächeln. Es war nicht zum erstenmal, daß Gendeli mit diesem Projekt hervortrat.

„Bitte schön, Onkel. Nur sag es mir ein paar Tage vorher, damit ich mir den Frack machen lassen kann. Zum selben Zeitpunkt wäre mir auch die Namensangabe meiner präsumtiven Gattin nicht unerwünscht."

„Und ich glaub', Herr Neveu, du machst 'nen Satz bis zur Decke, wenn ich dir gleich den Namen nenne!"

„Dein Zutrauen zu meinen leichtathletischen Fähigkeiten ehrt mich, Onkelchen, um so mehr, als meines Wissens der Weltrekord im Hochsprung aus dem Stand etwa zwei lumpige Meter beträgt . . . Also — spanne mich nicht länger auf die Folter."

„Haste schon was gehört von August von Neidberg-Simmring?"

„Neidberg-Simmring? Hat der nicht so ein Drahtgeschäft oder so was ähnliches?"

Der Hofrat lachte, daß die Goethe-Erstausgabe im Schrank um zwei Zentimeter nach hinten rückte.

„Drahtgeschäft!!! . . . Drahtgeschäft! . . . Großartig . . .! Beim Henri quatre des Propheten — das muß ich dem alten Neidberg erzählen! Ja, Junge, wo haste denn dein Paar Augen!? . . . Lieste denn keine Zeitung!? August von Neidberg . . . Die Neidberg-Simmringschen Kabelwerke!? . . . Haste 'ne Ahnung, wie reich der Mann is?"

„Und die soll ich wohl heiraten?"

„Spaß, bist du scharfsinnig!"

„Ich verzichte, Onkelchen."

„Du verzichtest? Vorläufig verzichtet sie, mein lieber Spitz. Aber ich, ich behalt die Sache im Auge. Und wenn's mal so weit is, dann gehste ran, sag ich dir!"

„Ich glaube kaum, Onkel!"

„Was geht mich dein Glaube an, Kind. Dein Glaube is Aberglaube, verstehste! Laß nur mich machen . . . Kommt Zeit — kommt Rat! Hör zu, was ich dich fragen wollt' — haste mal was gehört von einem Dichter namens Thomas . . . Wild . . . Wie hat der Kerl bloß geheißen . . . So 'n vulkanisches Werk hat er geschrieben . . . Wildbein . . . Wildberg . . .?"

Wildhorn mußte sich mit aller Kraft zusammennehmen. Er fühlte, daß er bis unter die Nasenwurzeln errötete. Jetzt nur — sich nicht verraten . . . Nichts merken lassen. Er fand seine Ruhe wieder und sagte nebenhin:

„Nein, Onkel. Du weißt, ich habe für diese Sachen wenig übrig . . ."

„Ja, ich weiß. Wofür haste denn was übrig, he? Deine Sorgen möcht ich haben! . . . Da fällt mir ein — hier is dein Geld . . . Nichts zu danken . . . Jetzt weiß ich's wieder: Thomas Wildhorn —, „Der Tanz auf dem Feuer!" Ein entsetzlicher Schmarrn! Ich hab's notabene nicht gelesen, bloß gehört . . . Nu — Schwamm drüber. Jetzt kannste gehn. Lebt der alte Brandt noch?"

„Gewiß, Onkel Gendeli. Er ließ sich dir sogar zu Füßen legen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Nach sieben Jahren.

Von Otto Wilhelm Beise.

Dädalus, der den Alkohol sehr liebte aber wenig vertrug, war bereits außerordentlich in Stimmung, als er mit seinen Kameraden die kleine Kneipe von Osmoloff betrat. Das Lokal war fast leer. Dädalus bestellte sofort wieder. „Nein, kein Bier!“ sagte er zum Kellner. „Schnaps muß es sein — Wodka!“ Er trank ein Gläschen und noch eins, dann noch ein Viertelduzend, und in einer knappen halben Stunde war er sinnlos betrunken. Sein großes Bulldoggengesicht war blutrot, schwer wie die Tatzen eines Bären lagen seine Hände auf dem Tisch. Seine Stimme wurde brüchig und heiser wie das Rohren eines Hirsches.

Jetzt zum ersten Male betrachtete er seine Umgebung genauer, und seine rötlich unterlaufenen Augen entdeckten auf der anderen Seite, ihm schräg gegenüber, Grischa — ja, Grischa, den er haßte, weil er einmal in einer Versammlung behauptet hatte Dädalus sei nicht ernst zu nehmen, er sei Alkoholiker, erblich belastet, und sein Gehirn zeige bereits deutlich die Spuren krankhafter Entartung und Dekadenz. Grischa also saß da, an dem anderen Tisch, mit einigen Freunden und mit Katja, seiner Braut. Sie tranken Tee mit Rum, einer hatte sich einen Grog zusammenbrauen lassen — das war also ein deutscher Kapitän oder Steuermann, bestimmt.

„Hallo, Grischa, Liebling — guten Tag! Haben uns lange nicht gesehen!“ schrie Dädalus mit näselnder, aufreizender Stimme.

Der kleine, blasse Reporter, der ihn längst bemerkt hatte, wandte dem Feinde langsam sein schmales, kluges Gesicht zu. „Guten Tag!“ sagte er ruhig, fast leise, während er seine Lippen verächtlich zusammenkniff. Gleich aber kehrte er sich wieder seinen Freunden zu und setzte sein Gespräch fort, ohne sich weiter um die lärmende Korona in seinem Rücken zu kümmern.

In Dädalus' Blut schäumte die ungebändigte Wut hoch über die so deutlich zur Schau getragene Verachtung des andern. Seine gewaltigen, ungeschlachten Hände ballten sich zu Fäusten.

„Warum so fremd?“ lallte er erbittert. „Du schämst dich wohl dieser Bekanntschaft?“ Und, da Grischa vorzog, keine Antwort zu geben, fuhr er fort: „Hab man keine Angst. Der Alkoholismus ist zum mindesten nicht ansteckend — rein persönliche Angelegenheit.“

Nun sah ihn Grischa doch wieder an, hochmütig und leicht angeekelt, als blicke er auf ein boshaftes und schmutziges Tier.

Es war dieser Gesichtsausdruck, der Dädalus zum Aeußersten trieb. Sein Blick fiel auf Katja, Grischas Braut. Er sah sie zum ersten Male. „Ein schönes Mädchen,“ dachte er und netzte die Lippen mit der Zunge — „Teufel noch eins — viel zu schade für diesen Jammerlappen.“

Er musterte das Gesicht des Mädchens, dies klare, ruhige Gesicht mit saugenden Blicken, und zitterte vor Befriedigung, als er sah, wie sie unter seiner impertinenten Musterung errötete.

„Katja,“ sagte er da, und versuchte seiner Stimme einen sanften, überredenden Ausdruck zu verleihen — eine Bemühung, die die lächerlichste Wirkung erzeugte. „Katja, mein Schatz, mein Traum — laß doch von diesem bleichsüchtigen Narren da an deiner Seite und komm zu mir. Komm zu mir auf den Schoß, ich sehne mich nach dir!“

Seine Kameraden lachten etwas gezwungen — ihnen war nicht ganz wohl bei der Geschichte. Katja wurde leichenblaß — Grischa sprang auf, eine Welle der Empörung schlug in sein Gesicht. „Lump!“ schrie er und machte Miene, sich auf den völlig betrunkenen Riesen zu stürzen.

„Haha“ lachte Dädalus schallend. „Was willst du denn, Kerlchen? Eh du gewagt hast, Katjas Fingerspitzen zu küssen, hat sie mir bereits gehört — mit Haut und Haaren gehört!“

Das war nun freilich eine schamlose Lüge — man wußte, daß es eine Lüge war. Selbst Dädalus Freunde wußten es, und es war ihnen zu viel. Man soll seinen Spaß nicht zu weit treiben, dachten sie, und gewaltsam rissen sie den Trunkenen heraus, während die anderen alle Mühe hatten, Grischa zurückzuhalten, der einen schweren marmornen Aschbecher vom Tisch gerissen hatte und Miene machte, sich mit dieser Waffe auf seinen Gegner zu stürzen.

„Man müßte so etwas töten — vernichten,“ sagte Grischa wenig später, als er sich wieder ein bißchen beruhigt hatte. „Es ist eine Pest für die Menschheit!“ Und leise, zaghaft streichelte er die Hände Katjas, der noch immer die Tränen hemmungslos über die Wangen rannten. Früh am anderen Morgen, als Grischa von bösen Träumen gequält, sich gerade auf die andere Seite drehen und weiterschlafen wollte, erschienen zwei Kriminalbeamte, zeigten ihre Erkennungsmarken, erklärten ihn für verhaftet und forderten ihn auf ihnen zu folgen. Grischa verstand nichts. Schlaftrunken erhob er sich von seinem Lager, forderte Erklärungen, die man ihm verweigerte. Folgte schließlich widerstandslos. „Mein Gott, irgend ein dummer Irrtum,“ sagte er, es wird sich bald alles aufklären.“ Die Beamten zuckten wortlos die Achseln.

Vor dem Untersuchungsrichter erfuhr er dann dies: daß Dädalus in der Nacht in seiner Wohnung ermordet worden sei. Ein aus ziemlicher Nähe abgefeuerter Schuß habe seinen Schädel zertrümmert — er müsse sofort tot gewesen sein. Selbstmord sei nach dem Gutachten der Sachverständigen ausgeschlossen. Es sei festgestellt worden, daß er, Grischa, am Abend vorher mit Dädalus Streit gehabt habe — man habe auch gehört, daß er gesagt habe, so etwas müsse man töten. Alles in allem Gründe genug, die sofortige Verhaftung Grischas zu rechtfertigen.

Grischa hörte alles ohne eine Spur von Erregung an. Gab zu, daß ein Zusammenstoß mit Dädalus stattgefunden habe, bestätigte auch, die belastende Aeußerung getan zu haben. „Nur an der Mordtat bin ich natürlich vollkommen unschuldig. Denn — nicht wahr? — gerade weil ich den Getöteten verachte, so wäre es sinnlos, mein Leben, das ich für tausendmal wertvoller halte als das dieses herabgekommenen Alkoholikers, mein Leben und meine Freiheit und meine Zukunft um eines so untergeordneten Wesens willen aufs Spiel zu setzen. Ich gestehe, daß ich seinen Tod keineswegs bedauere — aber nichts hätte mir ferner gelegen, als diesen Tod zu bewirken.“

Der Richter wiegte mit einem nachdenklichen Lächeln den Kopf. „Gut, das erscheint glaubhaft,“ meinte er, „obgleich sehr viele Umstände gegen Sie sprechen. Aber“ — er sah den Verhafteten mit einem ernsten, bohrenden Blick an — „es käme darauf an, Ihr Alibi zu beweisen. Der Mord ist etwa zwischen elf und ein Uhr nachts geschehen. Wo waren Sie um diese Zeit?“

Grischa wollte gerade den Mund zur Antwort öffnen, da schien ein Gedanke in ihm aufzutauchen — plötzlich — der seine Lippen verschloß. Er zitterte heftig, kleine Schweißperlen sammelten sich auf seiner Stirn.

Der Untersuchungsrichter, immer noch gütig, schien ihm zu Hilfe kommen zu wollen. „Zu Hause?“ fragte er.

Grischa — nach langer Pause —: „Nein!“

„Waren Sie,“ forschte der Richter weiter, „waren Sie etwa um diese Zeit bei Ihrer Braut, jener — Katja? Sie dürfen mir die Wahrheit sagen, ohne fürchten zu müssen, die junge Dame zu kompromittieren.“

„Nein,“ sagte Grischa wieder, nun ohne Besinnen, und der Richter fühlte, daß er die Wahrheit sprach.

„Wo also?“ fragte er wieder.

Aber Grischa schüttelte nur mit hoffnungsloser Gebärde den Kopf. „Ich kann es nicht sagen,“ wiederholte er. „Ich kann nichts anderes sagen, als daß ich unschuldig bin.“

Dabei blieb er, auch als ihm eröffnet wurde, daß er in Haft behalten werden müsse, da die Verdachtsmomente sich immer mehr verdichteten.

Der Prozeß wurde eine Sensation. Niemand traute dem kleinen Grischa den Mord eigentlich zu — aber niemand auch zweifelte an seiner Schuld, als der öffentliche Ankläger alle Verdachtsmomente aufgezählt hatte und Grischa allen Fragen, die seine Unschuld erhärten wollten, immer nur ein stereotypes „Ich weiß nicht“, „Ich kann es nicht sagen“ entgegensetzte.

Katja saß auf der Zeugenbank, sie sah grau und tot aus, und ihre Stimme, wenn sie antworten mußte, klang müde und brüchig. Die beiden wechselten einmal einen Blick — und dies war der einzige Augenblick, in dem Grischa lächelte. Es war ein unendlich wundes, verzeihendes und — beruhigendes Lächeln. Aber Katja vermochte nicht, es zu deuten.

Man erkannte auf mildernde Umstände — Grischa, das war nicht zu leugnen, war schwer beleidigt und gereizt worden. Zehn Jahre Zuchthaus, lautete der Spruch. Grischa vernahm ihn, ohne mit der Wimper zu zucken. Er blickte zu Katja hinüber — sie hatte ihr schönes Antlitz in den Händen verborgen, und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

„Er hält es bei seiner zarten Konstitution nicht ein Jahr aus,“ behauptete der Dr. Suckow, der Grischas Freund war und ihm nahe stand. Aber er irrte sich gründlich. Denn Grischa hielt es aus — er saß im Zuchthaus, zwei Jahre, vier Jahre, sechs. — Klebte Tüten und nähte Säcke — und blieb am Leben. Wurde immer schmaler und schmächtiger — nur seine Augen wurden überirdisch groß und bekamen einen fiebrigen Glanz.

Im siebenten Jahr seiner Gefangenschaft aber geschah es, daß bei den Streikunruhen und Straßenkämpfen in der Hauptstadt ein Mechaniker, Viktor Leixner hieß er, verletzt und schwer verwundet ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Hier beichtete er, kurz vor seinem Tode, daß er Dädalus erschossen habe, weil — ja weil dieser seine Schwester verführt und entehrt habe.

Nachforschungen, die nunmehr angestellt wurden, ergaben die Wahrheit dieser Selbstbezichtigung. So kam es, daß Grischas Unschuld bewiesen, daß er nach sieben qualvoll langen Jahren aus dem Kerker befreit wurde.

Der Untersuchungsrichter ließ ihn sich noch einmal vorführen. Es war derselbe Beamte, der ihn erstmalig vernommen hatte. Er blickte auf Grischa, der grau, gebückt, ein verbrauchter Mann, vor ihm stand, und seine Augen füllten sich plötzlich mit Tränen.

„Sie werden natürlich vom Staat entschädigt werden — soweit Geld eine solche Sache überhaupt wieder gutmachen kann,“ meinte er tröstend. „Aber, sagen Sie mir nur das eine: Wieso verschwiegen Sie mir damals, daß Sie zur Zeit des Mordes friedlich zu Hause im Bett gelegen haben? Wieso?“

Grischa sah ihn an, ruhig und fest:

„Ich dachte, ich fürchtete wenigstens, Katja könne es getan haben. Und weil ich dies fürchtete, war es da nicht meine Pflicht, alles zu tun, um sie von jeder Spur eines Verdachtes reinzuwaschen?“

Der Richter reichte ihm die Hand und drückte sie heftig. Irgend ein Würgen in der Kehle verhinderte ihn am Sprechen. Grischa

verneigte sich kurz und ging dann mit schweren, schleppenden Schritten.

Er suchte sich eine Wohnung, ein kleines, sauber möbliertes Zimmer. „Ich werde zu Katja gehen," dachte er, und: „ob sie mich noch liebt? Sie hat nichts von sich hören lassen all diese Zeit. Sicher schämte sie sich ihrer Beziehungen zu einem Zuchthäusler."

Bohrende Gedanken, die ihn im Zuchthaus gequält hatten all diese Jahre, kamen wieder. Ob Dädalus nicht doch recht hatte — damals? Es war so seltsam, daß Katja nie ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte!

Er schob die quälenden Gedanken mit einer Bewegung von sich fort. „Ich werde zu ihr gehen," sagte er nochmals. Er nahm den kleinen Spiegel von der Waschtoilette. „Ich will mich rasieren — nicht wie ein Strauchdieb vor ihre Augen treten." Aber dann fiel sein Blick ins Glas — und er ließ Pinsel und Seife wieder sinken. Denn er sah ein hageres, altes, von Qualen zerstörtes und zerrissenes Gesicht.

„Und Katja daneben? . . . Sie ist so schön . . ." flüsterte er. „Nein," schüttelte er wieder den Kopf, „ich gehe doch nicht zu ihr." Er tastete nach dem Rasiermesser, ließ die blanke Klinge wie spielend über die Pulsader an seinem linken Handgelenk gleiten.

Es tat gar nicht weh, wie nun der rote Lebenssaft heraussprang. Grischa heftete seine Augen auf einen fernen, fernen Punkt. Und er bekam es fertig, friedlich und tapfer zu lächeln, während sein Blut ins All verströmte.

„Der kommende Nietzsche".

Wir sind noch zu nahe dem Wirken Nietzsches, und die bewegende Kraft seiner Gedanken hat sich — nachdem der erste, lang nachhallende Lärm mißverstehenden Für und Widers verrauscht ist — zu erweisen erst begonnen. Auch wir sehen kaum erst das Morgengrauen der Zukunft, die er gewiesen. Dennoch können wir das eine heute schon ahnen, daß auf dem neuen Verhältnis des Geistes zum Leben, das in ihm Erscheinung geworden ist, die Macht seiner Wirkung beruht und beruhen wird. Der neue Sinn, den der Geist, den die Erkenntnis in ihm gewinnt, Funktion des Lebens, schaffende Lebenskraft zu sein — er ist es, der ihn befähigt, aus seiner Philosophie eine Lehre vom Leben, vom Leben des Menschen zu machen, sich in ihr ein Werkzeug zu schaffen, das das Leben wirklich zu ergreifen vermag, nicht in toter Abstraktion, sondern in schöpferischer Anschauung. Weil das Wort, der Geist, die Erkenntnis in ihm wieder in ihre Urheimat, das Leben, heimkehren, darum können sie in ihm die Sendung erfüllen, Leben zu wecken und zu zeugen, aus Tod und Erstarrung heraus. Diese Sendung Nietzsches aber war eine doppelte: denn zwiefach war das Gespenst des Todes, das seine Gegenwart ihm wies, wie auch unsere noch es uns weist in dieser zwiefachen Gestalt. Er hat — im Zeitalter der Maschine und der Schätzung aller Sachgüter und Sachwerte — auf den einzigartigen Wert des Menschen und der Menschenseele gedeutet, ein echter Humanist darin und Nachfolger der Griechen, aber nicht minder auch ein Nachfolger Christi, den er mit Worten verleugnete und mit der Tat seiner Lehre bekannte, ein Nachfolger Kants. Und er hat zweitens in einer Zeit, da alle moralische Idealbildung alt und unsicher geworden war und das Ideal selbst zu sterben drohte, daran, daß es nur noch zum Betäubungsmittel der Gedankenlosigkeit und zur Maske der Lüge gut war, die Wurzeln dieser Idealbildung in den schöpferischen Kräften des Menschenlebens aufgezeigt und ihr damit einen neuen Antrieb gegeben. Er hat der Scheintugend der Bequemlichkeit und der Heuchelei die wahre, große, männliche und heroische Tugend gegenübergestellt. Er hat der Sittlichkeit wieder den Anspruch gegeben, eine ursprüngliche Lebensmacht zu sein; und dadurch den einzigen Weg gewiesen zu einer Neugestaltung des Lebens. Damit hat er in einer Zeit, da alle Kultur unter dem Schutt einer Scheinkultur, einer bloßen Zivilisation zu ersticken drohte, die Kultur wieder an die Natur, an die ewige schöpferische Natur des Menschen, geknüpft; nicht — wie Rousseau es versuchte — aus einer optimistischen Vergöttlichung der Natur heraus, sondern im vollen Bewußtsein der Tragik, die den Weg des Menschen beschattet, der aus Natur Kultur gestaltet, aber auch in vollem Bewußtsein der Größe und des Heldentums, das aus den Quellen der Natur im Menschen aufsteigt.

Wie sollten wir leugnen, daß seine Wirkung erst anhebt? Auch wir leben noch heute, vierzig Jahre bald, seit Nietzsche die letzten Worte seiner Botschaft gesprochen, in den gleichen Gefahren, auch uns drohen die Gespenster der Sachkultur und der Zivilisation noch das Leben zu überwältigen. Aber das Morgengrauen des Tages, den er gerufen, wir sehen es doch schon; und die Brücken, die er zu schlagen begonnen vom Geiste zum Leben und von der Natur zur Kultur — wir sehen heute die Hände derer, auf die er gewartet hat, daran arbeiten, sie fester und gangbar zu machen in die Zukunft. In der Wissenschaft und im Leben regen sich Kräfte, die seinem Wollen verwandt sind. Seine Arbeit, Philosophie zur Philosophie des Lebens zu gestalten, findet Nachfolge: von den verschiedensten Seiten regen sich die Versuche, die, des Spiels mit Abstraktionen müde, sich an das schwere Werk wagen, philosophische Begriffsbildung so zu gestalten, daß sie zum Gefäß lebendigen Inhaltes werde.

Und die Kraft persönlichen Lebens und neuer Idealbildung, die Nietzsche wachgerufen hat — wir spüren ihr erstes junges Wirken nirgends schöner und tröstender als in unserer Jugend. Die Besinnung auf die Natur als die Grundlage aller Kultur beginnt sich in ihr zu vollziehen. Den Weg der Adelung und Ordnung der Instinkte, den der große Immoralist gewiesen hat, die Besten unserer Jugend haben ihn als den ihren, als den Weg zu Freiheit und Größe, zur Verjüngung der Welt erkannt. Wohl bedrohen diesen Weg Gefahren: vor allem die — vor der zu warnen Nietzsche nicht müde wurde —, im Gegebenen der Instinkte haften zu bleiben und die Strenge, herrische Kraft des Willens nicht zu finden, die adelt und ordnet. Doch einmal wenigstens haben wir — in unserer deutschen Jugend — einen gesehen, der sie in sich trug, jene herrische Kraft, und der seine Natur, ein echter Jünger Nietzsches, zu einem Bilde des Menschen gestaltet hat, wie es Nietzsche vorschwebte, der insbesondere die deutsche Form, die von Nietzsche ersehnte, wie in einem unvergeßlichen Morgentraum verkörpert hat: Otto Braun, jener heldenhafte Jüngling, den das Verhängnis des Krieges geraubt hat.

Daß diese Wege, die von Nietzsche ausgehen, über ihn hinaus führen werden, vermögen wir zu ahnen. Die Quellen des Geistes und der Natur quellen aus Tiefen, zu denen er sich selbst den Zugang verwehrt; und sein humanistisches Weltbild harrt der Ergänzung, eingebettet wie es ist in die enge Spanne zwischen Sternen und Gräbern. Aber auch diese Ergänzung wird es nur finden aus den Kräften der Menschennatur und des Menschengeistes, die seine prometheische Sehnsucht beschworen hat.

(Aus M. Hirsch, „Friedrich Nietzsche, der Philosoph der abendländischen Kultur". Kartoniert 2,40 Mk., Halbleinen 3,20 Mark. Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart.)

Aus aller Welt.

Deutsches Theater in Spanien. Der Braunschweigische Generalintendant Dr. Ludwig Neubeck wird im Rahmen der im Januar 1929 stattfindenden Richard-Wagner-Festspiele in Barcelona „Tannhäuser" und „Tristan und Isolde" inszenieren.

Die Engländer als Weintrinker. Seit dem Kriege „verschiebt" sich immer mehr in der Welt. Nicht ganz uninteressant ist ein Bericht in der Zoll- und Steuerverwaltung in England. Danach kam im Jahre 1913 auf den Kopf der Bevölkerung ein Bierverbrauch von 126 Liter, 1927 waren es nur noch 76 Liter. Dagegen stieg der Weinverbrauch von 113 Liter auf 168 Liter. Uebrigens hat auch der Teeverbrauch zugenommen, von 6.68 engl. Pfund auf 8.91 engl. Pfund.

Ein grausiger Fund. Die mumifizierten Leichen von etwa 100 Männern, Frauen und Kindern wurden in einer Berghöhle bei Chihuahua in Mexiko entdeckt. Einige der Leichen nahmen eine Stellung ein, als ob sie sich im Gebet befanden, andere lagen so, als ob die Opfer in großen Qualen gestorben wären. Zuerst dachte man, daß ein Erdbeben sie in der Höhle verschüttet habe. Eine nähere Untersuchung ergab jedoch, daß die Leichen mit dem Daumen aneinandergebunden waren. Im allgemeinen wird angenommen, daß die Leichen bereits seit der spanischen Eroberung Mexikos dort gelegen haben.

Sein eigener Rechtsanwalt. Es ist kein Scherz, sondern Wirklichkeit, und ist noch dazu in einem ausgesprochen persönlichen Prozeß, der sich um die Ehescheidung drehte, geschehen, daß ein Anwalt sein eigener Mandant wurde. In Europa wäre ein solcher Fall undenkbar, aber im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten passiert so etwas, ohne besonderes Aufsehen zu erregen. Frau Mary Farman aus Tooise im Staate Oklahama wollte sich von ihrem Gatten scheiden lassen und hielt es aus diesem Grunde für notwendig, sich des besten Advokaten, den sie erreichen konnte, zu bedienen. Dabei schien es ihr keineswegs ein Hindernis zu sein, daß dieser beste Advokat ihr Gatte war. Dieser war damit einverstanden, so daß ihm nun die Aufgabe zufiel, zu beweisen, daß Frau Farman ein längeres Zusammenleben mit ihrem Gemahl nicht zugemutet werden könne, weil sie in ihrer Ehe mehr als unglücklich sei. Herr Farman legte selber Wert darauf, seine goldene Freiheit wiederzubekommen, und so fiel es ihm nicht schwer, den gesetzlicherseits vorgeschriebenen Nachweis über seine eigene Eheuntauglichkeit zu bringen. Die Ehe wurde bereits beim ersten Termin geschieden, und der Gatte, der Verteidiger der Klägerin, als schuldig erklärt.

Fröhliche Ecke.

Angenehm. Sorgenvoll geht auf Reisen. Versichert sich, seine Familie, sein Haus, sein Gepäck und so weiter.

Sorgt überhaupt für alles. Tut eigentlich nichts, als sich sorgen.

Heimgekehrt, ruft sein Töchterchen aus der Küche: „Nein, Papa, wie bequem, hier brennt sogar das Gas noch!"

To—To.

Deutliche Antwort. Sie hatte voller Spannung dagesessen und auf ihn gewartet. Endlich kam er. „Na, hast du mit Vater gesprochen?" fragte sie. — „Ja, das heißt, ich klingelte ihn an durchs Telephon und erzählte ihm, daß wir uns verlobt hätten." — „Nun, und was antwortete er?" — „Ich weiß nicht, ob er es selbst war, der antwortete, oder ob es der Blitz war, der in die Telephonzentrale schlug."

Verantwortlich: I. V.: Guido Baehr, Poznań.